

Von Gerhard Müller

Unsere Frage geht auf eine – wie man sie nannte – „Fachtagung“ zurück, die am 20. Januar 2007 in Nürnberg durchgeführt wurde. Auf ihr sollten noch einmal Hans Meisers Verdienste, aber natürlich auch seine Grenzen dargestellt werden. Dahinter stand die Diskussion um die Nürnberger Bischof-Meiser-Straße. Der Nürnberger Oberbürgermeister erklärte in seinem Grußwort, mit dem die Tagung begann, nach seiner Überzeugung könne dieser Straßename nicht beibehalten werden. Da Namensbenennungen politische Entscheidungen sind, war dadurch deutlich, dass die Veranstaltung diese Vorentscheidung aufgrund von vertiefter historischer Erkenntnis kaum würde beeinflussen können. Im Laufe der Tagung wurde deutlich, dass es einigen Teilnehmern eigentlich schon mehr darum ging, mit welchem Text man die Entwidmung der Bischof-Meiser-Straße kommentieren könne.

Ein Vorschlag dafür lag bereits vor. Er stammte von den Professoren Dr. Gotthold Jasper (Erlangen) und Dr. Wolfgang Stegemann (Neuendettelsau). Deren Text lautet: „Vormals Landesbischof [sic!]-Meiser-Straße. Der Stadtrat von Nürnberg hatte 1957 diese Straße nach D. Hans Meiser (1881-1956), von 1933-1955 erster Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche von Bayern, benannt. In der evangelischen Bevölkerung wurde Meiser hoch geachtet, weil er seine Kirche gegen den nationalsozialistischen Gleichschaltungsversuch verteidigte und intakt hielt.“

Der Stadtrat hat 2006 die Umbenennung für notwendig erachtet. Meisers antisemitische Äußerungen, die inzwischen bekannt wurden, erzwangen diesen Schritt, wollte die Stadt Nürnberg ihrem Weg von der ‚Stadt der Reichsparteitage‘ und der antisemitischen ‚Nürnberger Rassegesetze‘ des Jahres 1935 zur ‚Stadt der Menschenrechte‘ treu bleiben.“

Dieser Vorschlag soll jetzt nicht kommentiert werden. Er wurde auch bei der Nürnberger Tagung nicht diskutiert. Dahinter stand wohl die Auffassung, dass ein so langer und nicht allen Lesern sofort verständlicher Text auf einem dann entsprechend großen Schild auf nicht allzuviel Verständnis stoßen dürfte. Auf der Zusammenkunft wurde der Vorschlag gemacht, Hans Meiser als einen „antisemitischen Nationalprotestanten“ zu bezeichnen. Ob im Moment noch zwischen der Stadt und dem lutherischen Dekanat Nürnberg über einen solchen Text verhandelt wird, entzieht sich meinr Kenntnis. Man könnte sich ja auch vorstellen, nach der am 24. Januar dieses Jahres erfolgten Umbenennung der Straße die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Bisher ist die frühere ganz kurze Bischof-Meiser-Straße mit einem neuen Schild versehen und wieder als Spitalgasse bezeichnet worden, wie sie schon früher hieß – übrigens handelt es sich hier um das Spital zum Heiligen Geist! Dieses neue Schild ist mit einem kleinen Unterschild versehen worden mit dem Text: „Vormals Bischof-Meiser-Straße“. Hier könnte es sich um eine Übergangslösung handeln, damit die, die nach der Bischof-Meiser-Straße suchen, feststellen können, wo sie gewesen ist. Sollte der Text bleiben, könnte man in Nürnberg überlegen, weitere Umbenennungen ebenfalls festzuhalten, etwa beim Hauptmarkt, wo dann festzuhalten wäre: „Vormals Adolf-Hitler-Platz“. Wir gehen heute der Frage nach, ob das Schlagwort „antisemitischer Nationalprotestant“ angemessen wäre. Wie problematisch Schlagworte sind, wissen wir allerdings. Sie können sich nämlich in ihrem Wortsinn auswirken, dass dadurch etwas ge- oder gar erschlagen wird, ohne zum Verständnis allzu viel beizutragen. Und sie sagen dann möglicherweise mehr über die Benennenden aus als über diejenigen, die dadurch charakterisiert werden sollen.

Früher sprach man davon, Meiser habe „Zwischen Anpassung und Widerstand“ gelebt. Also haben nicht erst wir im Jahr 2006 erkannt, dass zu Hans Meiser zugleich Kritisches wie auch Lobendes zu sagen ist. Doch hat sein 50. Todestag im letzten Jahr bei vielen das Kritische in den Vordergrund gerückt beziehungsweise alles allein bestimmt. Das hängt damit zusammen, dass immer mehr Menschen in unserem Land nicht mehr die Zeit der

nationalsozialistischen Gewaltherrschaft selbst erlebt haben. Man muss sich dann einarbeiten in das Denken und in die Zustände der damaligen Zeit. Das ist leichter gesagt als getan. Denn wir alle haben unsere Vorverständnisse. Wir gehen von Voraussetzungen aus, die wir auf ihre Richtigkeit hin gar nicht mehr überprüfen. Wir meinen zu wissen, was angemessen ist und was nicht. Wir sind empört, wenn zwischen 1933 und 1945 nicht so gesprochen und gehandelt worden ist, wie wir das ganz selbstverständlich für erforderlich halten. „Affektgesteuertes Moralisieren“ tritt dann an die Stelle von nüchterner Analyse und von der Selbstbefragung, ob denn das, was *wir* vertreten, auch noch von späteren Generationen für recht und angemessen gehalten werden kann. Statt von unkritisch vertretenen und unbewußten Vorverständnissen können wir auch mit Jürgen Habermas von „Erkenntnis und Interesse“ reden. Unser Interesse leitet und begrenzt unsere Erkenntnis. Nur wo wir persönlich „betroffen“ sind, hören wir zu, denken wir nach und eignen wir uns etwas an oder lehnen es ab.

So war das Interesse nach 1945, sich von all dem Unheil, das wir Deutschen über die Welt gebracht hatten, soweit wie möglich zu distanzieren. Wir redeten nicht davon, bis die Revolte von 1968 uns zwang, uns der Vergangenheit und der damit verbundenen Schuld zu stellen. Das gilt auch für die Kirchen. Zunächst wurde vollmundig vom „Kirchenkampf“ gesprochen. Diejenigen, die meinten, sie seien darin aktiv gewesen, schrieben entsprechende Darstellungen, bis der Erlanger Alttestamentler Friedrich Baumgärtel der nie ein Nazi gewesen war, wider die „Kirchenkampflegenden“ schrieb und deutlich machte, dass es gut sei, nicht nur in den Kategorien richtig oder falsch, gut oder böse, schwarz oder weiß zu denken, sondern die mannigfachen Anpassungen und Widerstände, die es in Deutschland gab, insgesamt zu berücksichtigen. Wenn während der nationalsozialistischen Herrschaft von Kirchenkampf geredet wurde, dann ging es um die Auseinandersetzungen *innerhalb* der evangelischen Kirche, nicht aber um einen wirklichen Kampf der Kirche gegen den Staat.

Hinzu kommt meines Erachtens nach 1945 auch die möglicherweise uneingestandene Scham, von was für schlimmen Parolen wir uns beeinflussen oder gar verführen ließen. Schließlich tat der Selbsterhaltungstrieb nach 1945 das Seine und zwang uns, uns fast ausschließlich um unseren Lebensunterhalt zu kümmern. Das, was vergangen war, wurde in das Vergessen oder das Verschweigen verdrängt, um sich statt dessen dem Überleben mit aller Kraft zu widmen.

Man kann Hans Meiser nicht verstehen und beurteilen, wenn man diese Situation nicht berücksichtigt. Wie verhielt er sich in einer Zeit der *Bedrängnis*, in einer Zeit der *Hoffnung*, in einer Epoche der *Verdrängung* und des *Überlebenskampfes*? Das aufzuarbeiten, wurde unter dem Stichwort „Vergangenheitsbewältigung“ vorgenommen. Damit war die Meinung verbunden, man müsse sich nur mit etwas ernsthaft auseinandersetzen, dann werde man die Sache schon in den Griff bekommen. Aber es stellte sich schnell heraus, dass das Vergangene blieb, dass es blieb in all seiner Mächtigkeit, mit der aufgehäuften Schuld und den eingestandenen und den nicht eingestandenen Versäumnissen. Nicht *wir* bewältigen die Vergangenheit, sondern das Vergangene legt sich als Last auf *uns*. Es waren gewissermaßen „die Sünden der Väter“, die Gott heimsucht an den Nachfahren „bis ins dritte und vierte Glied“ (2. Mose 20, 5).

Daraufhin trat an die Stelle einer unmöglich leistbaren Vergangenheitsbewältigung die „Erinnerungskultur“. Man erforschte die verschiedenen Generationen während der Naziherrschaft: die unter ihr Handelnden, die in sie hinzugekommenen Jüngeren, die man als die Flakhelfergeneration bezeichnet hat, und schließlich diejenigen, die die „Gnade der späten Geburt“ für sich reklamierten (wie Helmut Kohl). Zu dieser Erinnerungskultur, in der man sich sachlich, ohne persönliche Betroffen- und Erregtheit über das Vergangene informierte, sollte auch das Jahr der Erinnerung an den 125. Geburtstag Hans Meisers und an seinen 50. Todestag im letzten Jahr dienen. Landesbischof Johannes Friedrich schrieb in seinem Vorwort zu einem 2006 über Meiser erschienenen Buch, hier werde der „Versuch“ gemacht, „der

Öffentlichkeit eine diskursfähige Darstellung vorzulegen, die die Widersprüchlichkeit dieses Mannes nicht zu glätten versucht und ihr auch nicht ausweicht.“ Der Münchner Kirchenhistoriker Harry Oelke formulierte in diesem Buch die Frage: „Vielleicht verhält es sich ja so, dass sich mit dem hier vorliegenden Band eine neue Form der Erinnerungskultur bereits andeutet?“ Diese Hoffnung trug. Hans Meiser erwies sich als so lebendig, dass es zu hitzigen Debatten, zu seltsamen Zeitungskommentaren (vgl. etwa Bruno Schnell, Ein überfälliges Zeichen, in: Erlanger Nachrichten, 25. 1. 2007, S. 2) und zu Leserbriefen pro und contra kam, wie das anlässlich dieses Gedenkens nicht erwartet worden war. Von „Kultur“, einem bei uns ja positiv besetzten Begriff, hatte man häufig nicht den Eindruck, sondern „political correctness“ wurde gefordert, indem faktisch mit heute weitverbreiteten Urteilen und Vorurteilen Menschen kritisiert wurden, die in einer anderen Zeit gelebt hatten, die andere Voraussetzungen besaßen als viele Menschen heute in unserem Land.

Dabei wurde von einem Bischof – mit Recht – ein besonderes Maß an Verantwortung gefordert. Dass er als „ein Bischof, der einem Hirten gleich auf das Ganze der Kirche achten muß“ und der „oft nicht so deutlich reden kann wie ein Prophet, der als einzelner spricht“, um seinen Nachfolger im Bischofsamt Hermann Dietzfelbinger zu zitieren, wurde nicht beachtet, ja abgelehnt. Kirche müsse schließlich „Kirche für andere“ sein, wurde gefordert. Das ist richtig, war aber in einer Situation unmittelbarer Gefährdung damals ganz offensichtlich nicht so leicht zu realisieren gewesen, wie wir uns das heute wünschen würden. Und in der Tat hatten ja die Nazis nach dem „Endsieg“, von dem sie sprachen, das Ende der christlichen Kirchen vorgesehen, so daß der hellsichtige Leipziger lutherische Theologe Ernst Sommerlath ausländischen Freunden während des Krieges anvertraute, die Christen in Deutschland könnten nur die Niederlage ihres Landes in diesem Krieg erhoffen – eine Aussage, die ihn den Kopf gekostet hätte, wenn sie bekannt geworden wäre.

Was besagt das für unser Thema? Wenn wir denn von *Erinnerungskultur* mit nur ein wenig Berechtigung sprechen wollen, dann werden wir Meiser in seinen Lebensbedingungen zu verstehen suchen und ihn danach beurteilen müssen. Wir werden Falsches zu konstatieren haben. Meiser selbst hat bekanntlich zum Beispiel sein Eintreten für die Wahl Ludwig Müllers zum Reichsbischof rasch bereut, dies auch eingestanden und seinen Rücktritt von seinem Amt angeboten. Wir werden auch Meisers Leistungen zu benennen haben und dabei nicht nur nach Politik, sondern auch nach Kirche zu fragen haben, jener Kirche, für die Hans Meiser sich verantwortlich fühlte – vielleicht in einem viel zu anspruchsvollen Maße –, für die er aber auch wichtige Entscheidungen durchsetzte, die man nicht leichtfertig abtun kann.

Ich werde die umstrittensten Äußerungen Hans Meisers zu analysieren versuchen, denn nur so können wir in der festgefahrenen Debatte wieder ein Stück vorankommen. Besonders ausführlich will ich mich mit der Mehrdeutigkeit der Aussagen Hans Meisers zur Judenfrage aus dem Jahr 1926 befassen, außerdem mit einem von ihm unterzeichneten Brief von 1943, weil diese beiden Dokumente während des letzten Jahres besonders scharf angegriffen worden sind. Es wird dann aber auch nach dem bayerischen Landesbischof zu fragen sein und schließlich nach dem Lutheraner, um seine Leistungen auf kirchlichem Gebiet nicht zu vergessen.

1. Die Mehrdeutigkeit von Meisers Aussagen zur Judenfrage von 1926

„Die evangelische Gemeinde und die Judenfrage“, so lautet der Titel des Aufsatzes im „Evangelischen Gemeindeblatt für Nürnberg“, der im letzten Jahr wieder einmal diskutiert worden ist. Übrigens ist der Begriff „Judenfrage“ bereits von Theodor Herzl gebraucht worden, dem Begründer des Zionismus, und konnte deswegen von dem damaligen Nürnberger Predigerseminardirektor Hans Meiser benutzt werden, ohne dass damit Antisemitismus verbunden sein mußte. Meiser hat diesen Aufsatz auf Bitte der Schriftleitung hin geschrieben, wie in einem Vorspann der Redaktion mitgeteilt wird. Er wendet sich an

evangelische Christen, speziell und besonders an die Nürnberger. Seine Zusammenfassung lautet: „Völlig beseitigen oder gar lösen werden wir die Judenfrage innerhalb dieses Geschichtsverlaufs nicht. Ihrer restlosen Lösung steht das dunkle, rätselhafte Schicksal entgegen, dem Gott dieses Volk unterworfen ... hat. ... Der ewige Jude wird bleiben unter den Völkern bis ans Ende der Welt. Er stirbt nicht. Wir können ihn von seinem Fluch nicht befreien. Ruhelos und heimatlos zu bleiben ist sein Los.“ Die Hans Meiser gestellte Frage vermochte er also nicht zu beantworten. Vielmehr greift er den Gedanken auf, die Staatenlosigkeit der Juden und ihre Zerstreuung unter vielen Völkern sei Gottes Strafe. Dies geht natürlich auf neutestamentliche Aussagen zurück, wo anlässlich der Verurteilung Jesu von Juden gerufen worden sein soll: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Matthäus 27, 25). Daraus wurde gefolgert, Gott selbst handle, indem er sein Volk unter fremde Völker zerstreut. Nun sollte schon das Schicksal des Hiob uns warnen, voreilig zu sagen, warum etwas geschieht. Über ein ganzes Volk zu urteilen, ist noch schwieriger. Denn wenn die Missetaten der Väter bis ins dritte und vierte Glied gestraft werden sollen – ich erwähnte dieses Bibelwort schon –, warum dann bei den Juden über Jahrtausende hin solche Strafe? Der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde in Nürnberg fand diese Aussagen Landesbischof Meisers unerträglich – er hatte selber Familienangehörige in Konzentrationslagern verloren. Landesbischof Friedrich war betroffen von dieser Kritik, die auch unmittelbare Zusammenhänge der Aussagen Meisers mit dem nazistischen Antisemitismus zog. Hans Meiser hat persönlich erlebt, wie rasch solche Geschichtsurteile überholt sind, als er nämlich 1948 die Gründung des Staates Israel erlebte, die der „bis ans Ende der Welt“ behaupteten Staatenlosigkeit der Juden ein Ende setzte. Für viele unserer Zeitgenossen ist deswegen eine solche Aussage, die 1926 gemacht wurde, doppelt unerträglich, weil der Gang der Geschichte sie widerlegte. Da dieser Staat aber bekanntlich nach wie vor besonders scharf attackiert und seine Existenzberechtigung heftig bestritten wird, ist es für die Betroffenen schmerzhaft, Urteile dieser Art vernehmen zu müssen.

Meiser ging 1926 also von einer bleibenden Zerstreuung der Juden unter den Völkern aus. Er war der Auffassung, die Judenfrage sei durch deren Emanzipation *nicht* beantwortet worden. Vielmehr sei sie dadurch „erst recht brennend geworden. Im Besitz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung haben die Juden ihren Einfluß nur umso ungehemmter geltend gemacht und die Schwierigkeiten, die im Zusammenleben der Juden mit den übrigen Staatsbürgern liegen, sind nur umso greller ins Licht getreten“. Obwohl die Juden „überall nur einen geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen, gehen doch ganz außergewöhnlich starke Einflüsse von ihnen aus. Am stärksten ist ihr Einfluß in der Volkswirtschaft“. Es wird konstatiert, dass es keine „jüdische(n) Handwerker“ und „Bauern“ gibt, aber nicht gesagt, dass den Juden durch die Zünfte handwerkliche Tätigkeiten in Deutschland verboten waren und auch Grundbesitz in diesem Land ihnen nicht erlaubt gewesen war, so dass sie vom Handel und ähnlichen Tätigkeiten wie Geldverleih gegen Zinsen leben mußten.

„Der volkswirtschaftliche Grundcharakter der Juden ... bleibt durch den Erwerbstrieb bestimmt“, fährt Hans Meiser fort. Dem wird antikapitalistisch eine „Bedarfsdeckungswirtschaft“ entgegengestellt. Würden wir uns dem heute anschließen, müßten wir auf Zuwachsraten verzichten und dem Traum von einem immer reicheren Leben absagen – ein gar nicht absurder Gedanke angesichts der Frage, wie denn die Schöpfung tatsächlich erhalten werden kann, während sie doch jetzt von uns dauernd ausgebeutet wird. Aber von Meiser wird Erwerbsdrang *nur den Juden* nachgesagt. Das ist vor allem deswegen ein Problem, weil er seine Ausführungen zu diesem Punkt folgendermaßen formuliert: „Ohne Übertreibung kann man sagen, daß sie (die Juden) sich den Löwenanteil an unserem Volksvermögen gesichert haben“. Das wird nicht belegt, sondern behauptet. Und es traf wohl das dumpfe Gefühl und die fest eingewurzelten Vorurteile vieler Nürnberger seiner Zeit.

„Die große Geldmacht, über die sie verfügen, wissen sie geschickt vor allem auf politischem Gebiet auszunützen,“ formuliert Hans Meiser weiter und kommt nach der

Wirtschaft auf die Politik zu sprechen. Die Juden seien „die hauptsächlichlichen Träger des kapitalistischen Systems“, verbündeten sich aber politisch „mit dem Todfeind dieses Systems, dem Sozialismus“. Meiser vermag diese Allianz von Kapitalismus und Sozialismus nicht zu erklären, vielmehr konstatiert er, „ungeheuere Macht (sei) hier in einigen wenigen (jüdischen) Händen zusammengeballt“. Das liege an ihren besonderen natürlichen Gaben: Die Juden sind „im Besitz eines scharfen Verstandes und begabt mit einer nicht gewöhnlichen Intelligenz“. Sie „wissen sich ... fast ohne Ausnahme ein hohes Maß an Bildung anzueignen und gelangen dadurch ganz außer Verhältnis zu ihrer kleinen Zahl in viele leitende Stellungen und öffentliche Aemter“. Der wirtschaftliche Erfolg der Juden wird auch in seinen *positiven* Auswirkungen auf Deutschland gesehen: „Gewiß verdankt unser Volk dem regen Handelseifer der Juden und ihrer Organisationsgabe manchen Gewinn, wenn es auch übertrieben sein mag, wenn [der Nationalökonom Werner] Sombart dem Prozentsatz, in dem die Juden einem Volke beigemischt sind, einen erheblichen Einfluß auf die Weltmarktstellung dieses Volkes zuschreibt“. Daraus wäre zu folgern: Je höher der Anteil der Juden in einer Gesellschaft ist, desto besser steht diese wirtschaftlich da! Meiser lehnt diese These Sombarts als übertrieben ab und folgert statt dessen: Es „muß die Aufspeicherung eines immer größer werdenden Teiles unseres Nationalvermögens in den Händen einer kleinen, durch Abstammung, Religion und Sitte von uns geschiedenen Minderheit nur mit den größten Bedenken erfüllen“. Vorurteile vieler Deutscher über Juden werden wiederholt, wenn es heißt, es müsse verhängnisvoll „erscheinen, wenn andersrassige Elemente von zum Teil recht fremdartiger Denkart in so vielen politischen Führerstellungen tätig sind und die Entscheidungen in Verwaltung und Gesetzgebung maßgebend beeinflussen“. Solche Aussagen wecken Neid gegenüber denen, die es vermeintlich so viel besser haben. Sie bedienen kleinbürgerliche Klischees und Minderwertigkeitskomplexe, die kurze Zeit danach den Nationalsozialisten einen geradezu explosiven Erfolg ermöglichten.

Nach der Wirtschaft und der Politik wird die Kultur von Hans Meiser behandelt. Auch hier besäßen die Juden einen Einfluß, der ihrer Zahl in Deutschland von ein „paar hunderttausend Juden“ nicht entspreche. Vor allem wird ein Unterschied zwischen jüdischem und deutschem Verstand behauptet: letzterer sei nämlich „kontemplativ, konstruierend, produktiv“, der jüdische sei dagegen „kritisch zersetzend“. „Was dieser Geist schon gesündigt hat an unserem Volk, welch furchtbares Unwesen er in der jüdisch beeinflussten Presse, in unserer Unterhaltungsliteratur, auf deutschen Bühnen treibt, ist kaum auszusagen“. Die Judenfrage sei deswegen „eine brennende, wichtige Frage für Volkstum und Christentum“. Hans Meiser fragt: „was soll denn geschehen“?

Blicken wir auf diese Analyse zurück, so stellt sich die Frage, ob die Judenfrage nicht in Wahrheit eine „Deutschenfrage“ ist, um in der Terminologie zu bleiben. Wie kann es geschehen, dass die Macht in Wirtschaft, Politik und Kultur in den Händen einer ganz kleinen Minorität liegen soll? Nach dem Ende der Monarchie 1918 hatten Deutsche wie Juden in demselben Land dieselben Chancen. Nach der Inflation 1923 sollen die Juden das neue Geld in ganz kurzer Zeit – bis 1926! – in ihren Händen („Löwenanteil“) gesammelt haben? Wenn das stimmte, müßte sich doch die Majorität sagen, dass das nur an ihr selber gelegen haben kann! Oder stimmt die Analyse nicht? Ist sie weit überzogen und verallgemeinert unzulässig? Jedenfalls ist es mehr als verständlich, dass sich durch solche Schlagworte gerade heute nach der Shoah viele Juden, aber auch viele Christen getroffen fühlen.

Doch bietet der damalige Direktor des Nürnberger Predigerseminars nicht nur eine Analyse, sondern er macht auch Vorschläge, was geschehen kann. Zunächst grenzt er sich von den „radikal gesinnten Antisemiten“ ab, die die „Bekämpfung des Judentums mit allen Mitteln“ und „Ausmerzungen der Juden aus dem Volkskörper“ fordern. Dies lehnt Meiser ausdrücklich ab. Es werden andererseits aber „rassenhygienische Gesichtspunkte“ als beachtenswert genannt, worin „die völkische Bewegung ... mit der antisemitischen Bewegung in einer Front“ stehe. Hans Meiser bringt nun erstaunlich viel Verständnis für Rassenhygiene

auf – den damaligen Schlagworten der Zeit zutiefst verbunden. Er schreibt: „Es gilt ... der Grundsatz, daß die Treue gegen das eigene Volk eine ernste Christenpflicht ist. Es liegt etwas durchaus Berechtigtes in der Forderung nach Reinhaltung des Blutes. So wenig wir Mischehen etwa mit naturalisierten Slaven gutheißen, so wenig können wir Mischehen zwischen Deutsch-Stämmigen mit Juden billigen. Schon der religiöse Gegensatz sollte Christen die Eingehung einer solchen Ehe verbieten.“ Heute fragen wir uns, ob denn Volk und „Blut“ ein so großes Gewicht zugeschrieben werden darf. In der Schöpfungsgeschichte kommen jedenfalls keine Völker vor. Die verschiedenen Sprachen, die die Völker trennen oder gar entzweien, werden erst als wegen des Turmbaus zu Babel entstanden bezeichnet! Und im Neuen Testament sagt der Apostel Paulus bekanntlich, es gehe nicht um Jude oder Heide, um Sklave oder Freier, um Mann oder Frau, sondern „ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Gal 3, 28), was ganz offensichtlich völkerübergreifend ist.

Hans Meiser war hier – leider – auf der Höhe oder (besser) in der Tiefe der theologischen Wissenschaft seiner Zeit. Diese sprach damals von Schöpfungsordnungen – jedenfalls im lutherischen Bereich – und zählte darunter auch die Völker. Hermann Sasse hat in einem Gutachten über seine Kollegen der Erlanger Theologischen Fakultät vom 28. April 1945 Paul Althaus als den „Theologe(n) des deutschnationalen Bürgertums der zwanziger Jahre“ bezeichnet und kritisiert, dieser habe die „Lehre der Reformation über Staat und Obrigkeit durch eine Lehre vom Volk ergänzt(e), die der Ideologie des modernen Nationalismus entstamme“. Hans Meiser greift genau diese Ideologie auf, wenn er meint: „Gott hat jedem Volk seine völkische Eigenart und seine rassischen Besonderheiten doch nicht dazu gegeben, damit es seine völkische Prägung in rassisch unterwertige Mischlingsbildungen auflösen läßt. Auch unser Volkstum ist ein anvertrautes Pfund, mit dem wir wuchern sollen, und für das wir einst Rechenschaft schuldig sind.“ Ausdrücklich erklärt sich der Predigerseminardirektor „mit den völkischen Idealen weithin einverstanden“ und hält „es für einen Gewinn, wenn unser Volk durch die völkische Bewegung wieder an seine Pflicht gegen die eigene Art und das eigene Blut erinnert wird“. Es wird nicht gefragt, ob „Mischlingsbildungen“ wirklich „unterwertig“ sind. Angesichts der Qualitäten der Juden, die Hans Meiser festgestellt hatte, hätte ja auch eine Belebung der Deutschen durch sie durchaus möglich sein können.

Aber immerhin distanziert Meiser sich von den *praktischen* Vorschlägen der völkischen Bewegung, womit er die Deutschnationalen und andere rechte Gruppen gemeint haben dürfte, aber noch nicht die Nationalsozialistische Arbeiterpartei, die 1926 noch ohne Bedeutung war. Meiser wendet sich gegen „Rassenmaterialismus“, worunter er versteht, dass „alles und jedes rassisch bedingt sein“ soll, und der sich so „geberdet [sic], als komme es nur auf die rechte Paarung an, dann werde man lauter edle und tüchtige Menschen erzeugen. Vor allem können wir denen keine Gefolgschaft leisten, die die Juden bloß um ihrer Rasse willen von vornherein und ohne Ausnahme als minderwertige Menschen ansehen. Es mag viele zweifelhafte Existenzen unter den Juden geben, aber wer könnte nicht auch edle, sittlich hochstehende und verehrungswürdige Menschen unter ihnen nennen? Und wer wollte behaupten, daß die Zugehörigkeit zur arischen oder nordischen Rasse von selbst vor all den üblen Eigenschaften bewahrt, die man den Juden zum Vorwurf macht?“

Hier müssen wir fragen, ob Hans Meiser das damalige Reden von Rasse nicht verstanden hat oder nicht verstehen wollte. Denn der Rassismus ging ja genau von dem aus, was er ablehnte: von der Höherwertigkeit oder der Minderwertigkeit bestimmter Rassen, der sich der Rassenzugehörige nicht entziehen beziehungsweise nur erfreuen konnte. Wir sprechen heute von Genen, um die Determination menschlichen Lebens zu umschreiben. Ähnlich müssen wir uns das bei der uns mehr als fremd und in vieler Hinsicht obsolet gewordenen Rassenlehre vorstellen, nur war dies hier alles auf Gruppen und nicht wie bei dem Hinweis auf die uns vorgegebenen Gene auf Individuen bezogen. Meiser hatte die Intelligenz der Juden hervorgehoben. Wie verträgt sich das mit der ihnen von der „arischen“ Rassenlehre nachgesagten Minderwertigkeit? Die Pauschalisierungen, dass die Germanen stets

höherwertiger seien als Slawen und Semiten, lehnt Meiser als „Rassenmaterialismus“ ab. Er verweist nicht nur darauf, dass es stets auf den einzelnen Menschen ankommt, sondern er erinnert auch daran, dass die Juden „das Volk der Propheten, das Volk Jesu, das Volk der Apostel“ sind. „Auf keinen Fall lassen wir uns durch völkische Heißsporne unsere Wertschätzung des Alten Testaments, das auch die Bibel Jesu war, rauben.“ Meiser meint, es gäbe „Rassenveredelung und Rassenerneuerung“. Damit gibt er die Grundlagen der damaligen Rassenlehre auf und kehrt zu dem zurück, was schon der Apostel Paulus gehofft hatte: der Hinwendung der Juden zur Anerkennung des Jesu von Nazareth als des Messias. Meiser meint, „nicht das Judenpogrom“, sondern die „Judenmission“ sei das Gebot der Stunde, „weil in ihr die Kraft liegt, die Juden auch rassisch zu veredeln“. Das erscheint uns als absurd. Gemeint ist aber – unabhängig von der damals modischen Rede von der Rasse –, dass Gott Menschen zu erneuern vermag, weil er sich ihnen im Heiligen Geist zuwendet und sie mit seinem Evangelium begleitet und stärkt. Einschränkend gegenüber dem, was er vorher gesagt hatte, führt Meiser jetzt aus: „Bei aller Anerkennung des völkischen Ideals können wir doch das übervölkische Wesen des Christentums nicht preisgeben, das es nicht duldet, den Angehörigen einer anderen Rasse nur mit den Augen des Rassenhasses anzusehen, sondern uns immer wieder daran erinnert, daß unser Gott im Himmel auch der Juden und Heiden Gott ist und über die Angehörigen auch der anderen Rassen so gut seine Heils- und Friedensgedanken hat, wie wir hoffen, daß er sie gegen uns hegen möge.“ Das Evangelium gilt allen Völkern und Menschen, egal, wo sie leben, wie sie aussehen oder woher sie kommen. Das Christentum ist „übervölkisch“ und damit natürlich auch nicht auf einzelne damals sogenannte Rassen beschränkt.

Meiser hält aber trotzdem an Aussagen über Rassen fest – darin war er zutiefst in den Vorurteilen seiner Zeit gefangen. Er sieht eine Gefahr darin, dass Juden einen zu starken Einfluß in Deutschland haben, und meint, gegen „Verjudung“ unseres Volkes können wir nicht energisch genug ankämpfen“. Aber er fordert weder die Vertreibung noch gar die Ausrottung der Juden, sondern wünscht lediglich, dass so, wie „Protestanten und Katholiken“ paritätisch in öffentlichen Stellen im Land vertreten seien, auch Juden „im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl zugelassen werden“ sollen. Ausdrücklich unterstützt er den Kampf „der Juden um Erhaltung ihrer jüdischen Schulen“! Soweit sie nicht Christen werden – vom Mißerfolg der Judenmission während der zurückliegenden Jahrhunderte wußte Hans Meiser natürlich –, soll ihnen die Erhaltung ihres Glaubens wie ihrer Kultur erlaubt sein.

Der Predigerseminardirektor schreibt: „Die widerliche Verhöhnung und niedrige Beschimpfung der Juden, wie sie uns vielfach in antisemitischen Hetzblättern begegnet, ist christlicher Kampfweise unwürdig.“ Auf die „getauften Volksschädlinge(n)“ wird hingewiesen, die es genau so gebe jüdische. „Auch die gewisseste Ueberzeugung, daß unserem Volk von Juden schon viel Schaden geschehen ist..., entbindet uns nicht von der Pflicht christlicher Nächstenliebe auch gegen unsere jüdischen Volksgenossen. ... Der Kampf gegen das Judentum hat unter uns solche Formen angenommen, daß alle ernsten Christen förmlich genötigt sind, sich schützend vor die Juden zu stellen, damit nicht der christliche Name vor aller Welt verunglimpft werde.“ Ganz zum Schluß wiederholt Meiser die paulinische Hoffnung von der Hinwendung des alttestamentlichen Gottesvolkes zu dem Messias Jesus, wenn er schreibt: „Wir wollen ihm [dem Juden] so begegnen, daß er, wenn Gott dereinst den Fluch von ihm nimmt und er zur Ruhe eingehen darf, seine Heimat da sucht, wo er die findet, die ihn in seinen Erdentagen mit Freundlichkeit begrüßt, mit Selbstverleugnung getragen, durch hoffende Geduld gestärkt, mit wahrer Liebe erquickt, durch anhaltende Fürbitte gerettet haben.“

Diese Ausführungen bedienen antijüdische (wie wir besser als „antisemitische“ sagen sollten) Klischees der damaligen Zeit. Sie zeigen das Selbstmitleid und die Neidkomplexe vieler Deutscher gegenüber einem vermeintlich übermächtigen Judentum. Diese zeitgebundenen Vorstellungen lesen wir heute mit Mühe. Zugleich bedauern wir, dass das von

Meiser *Geforderte* nicht eintraf: Wer stellte sich während der Nazi Herrschaft vor die Juden, als sie boykottiert, verfolgt und schließlich abtransportiert und vergast wurden? Aber festzuhalten ist, dass Hans Meiser sich von den Rassisten distanziert und sich lediglich dafür ausspricht, dass die Juden nur einen ihrem Bevölkerungsanteil entsprechenden Einfluß innerhalb Deutschlands ausüben sollen – also gewissermaßen demokratisch begrenzt, aber auch demokratisch legitimiert. Der Predigerseminardirektor fordert die Nürnberger evangelischen Christen jedenfalls zu einem guten Umgang mit den Juden auf, der dem christlichen Glauben entspricht.

Man kann historische Quellen sehr unterschiedlich lesen. Dieser Text, der von der Nürnberger Stadtbibliothek im letzten Jahr als eine neue Erkenntnis aus dem Hut gezaubert wurde, obwohl er seit vielen Jahren in den einschlägigen Arbeiten über Hans Meiser beachtet worden war, wurde als antisemitisch interpretiert, ja als Stoff, dessen sich das nationalsozialistische Hetzblatt „Der Stürmer“ bedient habe. Dies ist auch tatsächlich geschehen. Dieses Blatt des fränkischen Gauleiters Julius Streicher hat auf Hans Meisers Aussagen von 1926 im Jahr 1935 hingewiesen – aber ganz anders, als man uns im letzten Jahr glauben lassen wollte. Und das kam so.

Spät, nämlich am 27. März 1934, wandte Meiser, 1933 Landesbischof geworden, sich „an den bayerischen Ministerpräsidenten Ludwig Siebert“ und forderte ihn auf, den von den Nationalsozialisten in Ansbach geforderten Boykott jüdischer Geschäfte, Ärzte und aller jüdischen Mitbürger zu untersagen. „Es sei mit den Grundsätzen christlichen Handelns nicht vereinbar, die Juden wirtschaftlich und gesellschaftlich zu schädigen.“ Der Ministerpräsident möge einschreiten, „da der Gewissenskonflikt die christliche Bevölkerung in eine Ablehnung des christlichen Staates treibe.“ Dass Hans Meiser nicht hundertprozentig konform war mit den damaligen politischen Entscheidungen in unserem Land, sprach sich in Franken herum – wenn er auch den Staat noch einen „christlichen“ meinte nennen zu können. Der stellvertretende fränkische Gauleiter Karl Holz erklärte im Herbst 1934, der Landesbischof „betreibe Wühlarbeit gegen den Staat und sei ein treuloser und wortbrüchiger Judas Ischarioth“. „In der nationalsozialistischen ‚Fränkischen Tageszeitung‘ ... bezichtigte [der Nazi Holz] Meiser der offenen und geheimen Wühlarbeit gegen Staat und nationalsozialistische Weltanschauung. ... Er forderte Meisers sofortige Entfernung aus dem Amt. Dieser Pressefeldzug gegen Meiser wurde noch durch Flugblattaktionen und rote Plakate an den Litfasssäulen in Nürnberg unterstützt.“ Es lohnt sich, den Titel des Extrablattes der „Fränkischen Tageszeitung“ zu zitieren: „Fort mit Landesbischof D. Hans Meiser! Er ist treulos und wortbrüchig – Er handelt verräterisch – Er bringt die evangelische Kirche in Verruf.“

Aber ich hatte Ihnen ja Hinweise auf Meiser aus dem „Stürmer“ versprochen. Darauf komme ich jetzt. Im „Missionsjahrbuch von 1935“ waren Hans Meisers Schlusssätze seines Aufsatzes von 1926 zitiert worden. Der stellvertretende Gauleiter Holz wertete sie als *philosemitisch* und bewertete den, der 2006 wegen desselben Aufsatzes als Antisemit bezeichnet wurde, wörtlich als „Judenfreund“. Meiser hatte in seinem Aufsatz faktisch vertreten, was Martin Luther in seiner Schrift von 1523, „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei“ gefordert hatte, nämlich Freundlichkeit gegenüber den Juden und die Verkündigung des Evangeliums an sie. Holz wollte nun Meiser durch Luther überwinden, indem er aus dessen antijüdischen Altersschriften zitierte und folgerte, „der Herr Meiser (gehöre) zu denen, denen die Juden ‚ins Maul tun‘ und der ihnen dafür ‚in den Hintern kriecht und dasselbige Heiligtum anbetet‘.“

Sind nun Meisers Ausführungen von 1926 philo- oder antijüdisch? Wer sie mit Vorurteilen liest, kommt zu unterschiedlichen Urteilen. Denn die Darstellung ist deutungsfähig und deutungsbedürftig. Nicht die antijüdischen Sätze wurden im „Stürmer“ 1935 zitiert, sondern die philojüdischen, die es eben auch gibt, die jedenfalls von den nationalsozialistischen Ideologen so aufgefaßt wurden und angesichts ihrer Rassenideologie auch so aufgefaßt

werden *mußten*. Denn Meiser hatte ja die Aufnahme von getauften Juden in die damalige Gesellschaft als ganz selbstverständlich angesehen, wenn auch mit dem seltsamen Ausdruck einer Rassenveredelung versehen. Außerdem hatte er sich für einen jüdischen Einfluß gemäß ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung, für die Erhaltung der jüdischen Kultur und gegen Gewalt gegen Juden ausgesprochen. All dies stand der nationalsozialistischen Ideologie und Judenpolitik diametral entgegen und führte zur Ablehnung Meisers durch die in Deutschland maßgebende Partei. Die Deutung von Meisers Ausführungen aus dem Jahr 1926 durch die Nationalsozialisten als judenfreundlich ging in der hitzigen Erregtheit des letzten Jahres fast völlig unter, obwohl die Wirkungsgeschichte eines Aufsatzes bei einer historischen Analyse, die das Prädikat wissenschaftlich verdient, nicht hätte unterschlagen werden dürfen. Meisers Äußerungen von 1926 sind heute gewiß in vielem nicht nachvollziehbar. Aber sie sind auch nicht ein Dokument von Judenhaß, wie er in vielen anderen Quellen dieser Zeit vorkommt. Vielmehr fordert Meiser christliche Nächstenliebe gegenüber den Juden und lehnt ausdrücklich die Forderungen der „radikalen Antisemiten“ und die Praxis der „völkischen Bewegung“ ab.

Kurz zusammengefasst: Hans Meiser distanziert sich von den radikalen Antisemiten und der Praxis der sogenannten völkischen Bewegung. Er fordert zu christlichem Verhalten gegenüber den Juden auf, zu Nächstenliebe, und hofft, dass möglichst viele Juden Jesus als den Messias anerkennen. Tun sie dies nicht, sollen ihnen ihr Glaube und ihre Kultur belassen werden. Die Achillesferse dieses Aufsatzes besteht darin, dass Meiser sich für völkische Reinheit stark macht und an dieser Stelle die modische, die „moderne“ Rassenlehre aufnimmt, der er aber im Hinblick auf ihren Rassenmaterialismus zugleich auch entgegentritt.

2. Widerspruch gegen ein Urteil des Reichsfinanzhofs von 1943

Erst im letzten Jahr ist ein Brief des Münchner Landeskirchenrats an den „Präsidenten des Reichsfinanzhofs“ vom 17. September 1943 bekannt geworden, den Hans Meiser unterzeichnet hat und in dem gegen ein Urteil dieses Gerichts Einspruch eingelegt wird. In diesem Schreiben wehrt sich der Landesbischof gegen „eine Wertung des Alten Testaments..., die jeden evangelischen Christen entrüsten muß“. Warnend wird hinzugefügt, solche Äußerungen müßten „für das Ausland eine billige Handhabe“ sein „in der Propaganda gegen Deutschland“.

Das Gericht hatte behauptet, „daß im Alten Testament die jüdische Rasse und ihre Geschichte verherrlicht werden“. Dies sei unwahr: „Im Mittelpunkt dieser Geschichte stehen nicht Menschen, ... sondern der lebendige Gott und Herr“. Aufgrund seiner Interpretation hatte der Reichsfinanzhof die Steuerprivilegien der „württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart“ aufgehoben. Dagegen wehrt sich der Evangelisch-Lutherische Landeskirchenrat in München. Es wird erklärt, zwar habe das Judentum „immer wieder versucht, der Auffassung des A. T. (Alten Testaments) selbst eine andere Auffassung entgegen zu setzen, die seinem nationalen Selbstbewußtsein sympathischer war. Es betrachtet in der Tat die Geschichte, die das A. T. bezeugt, ... als eine Geschichte, die Israel verherrlicht.“ Dagegen wird aber gesagt: „Durch das ganze A. T. zieht sich der Kampf gegen die israelitische Unart und Sünde. ... Wie wenig das A. T. die Absicht hat, das Volk Israel zu verherrlichen, zeigt auch die Tatsache, daß die üblen Eigenschaften dieses Volkes nirgends so leidenschaftlich gebrandmarkt ... werden wie im A. T. ... Kein Volk, am wenigsten ein so eitles Volk wie das jüdische, würde zu seiner ‚Verherrlichung‘ ein Buch schreiben lassen, das so wenig schmeichelhaft ist und seine Sünden so schonungslos ans Licht stellt.“ Dem Brief wird ein Text hinzugefügt, der zeigen soll, „(w)ie Luther und Nietzsche das A. T. gewertet haben“. Diese Ausführungen sind bisher so wenig bekannt geworden wie die Entstehungsgeschichte dieses Briefes. Aber wichtiger ist, zu welchem Ergebnis der Landeskirchenrat kommt: „Das A. T. kennt Israel als das auserwählte Volk. ... Aber nach dem, was im Vorstehenden ausgeführt wurde, ist klar, daß das

nicht im Sinne einer menschlichen Verherrlichung, sondern im Sinne eines göttlichen Auftrags zu verstehen ist. Daß es Gott gefallen hat, sich ein Volk zu seinem besonderen Dienst zu erwählen und aus diesem Volk den Erlöser der Welt hervorgehen zu lassen, das ist eine Tatsache, die von der christlichen Kirche im Gehorsam gegen das Evangelium ihres Herrn geglaubt wird.“

Schließlich wird festgestellt, daß „das A. T. und die christliche Kirche nicht das ‚Judentum‘, am wenigsten aber das Judentum von heute, sondern das Volk des A. T. als auserwähltes Volk darstellt“. Außerdem gelte, „daß nach der Überzeugung schon der urchristlichen Kirche der Name des auserwählten Volkes nach der Verwerfung Christi durch Israel von den Juden auf die Christenheit übergegangen ist. ... Wenn heute von dem auserwählten Volk Gottes die Rede ist, dann kann das nur das Volk Gottes in der Christenheit sein.“ Zum Schluß wird die Hoffnung geäußert, das Gericht davon überzeugt zu haben, „daß die Annahme des RFH. (Reichsfinanzhofs), daß das A. T. irgendwie das Judentum, mit dem das Nationalsozialistische Deutschland einen Kampf auf Leben und Tod führt, fördern oder gar verherrlichen will, in keiner Weise zutrifft.“

Das Schreiben liegt, unterzeichnet von Meiser, in einem Abdruck an den „Herrn Kreisdekan von Bayreuth“ vor. Ob es so abgegangen ist und ob es am Reichsfinanzhof beachtet worden ist, weiß ich nicht. Dies bleibt möglicherweise noch zu untersuchen. Gleichwohl wirft es eine Fülle von Problemen auf. Trifft es zu, daß nur jüdische Sünden im Alten Testament gerügt werden? Hört das Gottesvolk des Alten Bundes wirklich auf zu existieren? Bleibt nicht das Heidentum, das Jesus als den Christus bekennt, eingepflanzt in den Baum des Heils, den Gott gepflanzt hat, wie das der Apostel Paulus schreibt? (Vgl. Röm 9-11.) Das Gericht hatte in seinem Urteil von dem „Kampf auf Leben und Tod“ gesprochen, den Deutschland gegen das Judentum führe. Aber konnte dies vom Landeskirchenrat zitiert werden, ohne das Zitat als solches kenntlich zu machen, nachdem Deutschland seit Kriegsbeginn ein Land nach dem anderen mit Angriffskriegen überfallen hatte? Wäre es wirklich dem „Judentum“ gelungen, den Krieg gegen Deutschland allein zu gewinnen? Hier wirkten ja schließlich die Sowjetunion, Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika und andere in einer großen Koalition zusammen.

Man wird diesen Brief nicht überschätzen dürfen. Er war ein Brief und wurde nicht in die Öffentlichkeit gebracht. Aber man wird ihn auch nicht unterschätzen können. Hier kommen theologische und politische Urteile zusammen, die uns höchst kritische Anfragen an die Verfasser stellen lassen müssen. Man kann den Brief auch nicht als ein taktisches Manöver abtun. Sicher wollte man etwas Gutes tun für die Württembergische Bibelanstalt. Aber kein Zweck heiligt die Mittel. Und sich so weitgehend auf Voraussetzungen des Gerichts einzulassen, ist höchst bedenklich – zumal ja zu erwarten beziehungsweise zu befürchten war, dass das gar nichts bringen würde. Aber entscheidend bleiben für uns theologische Urteile, die meines Erachtens vom Neuen Testament nicht gedeckt sind, sondern die eine Distanzierung vom Judentum der modernen Zeit zum Ausdruck bringen, die allein schon aus menschlichen Gründen inakzeptabel ist. Dieses Dokument hat den Gutachter, der von der Stadt Nürnberg und dem Dekanat Nürnberg bestellt worden war, Professor Dr. Gotthard Jasper, zu einer Revision seines ursprünglichen Urteils veranlaßt, indem er sich anstelle einer Beibehaltung der Bischof-Meiser-Straße in Nürnberg mit einem kommentierenden Zusatz nun für deren Entwidmung aussprach. Der Landeskirchenrat hatte sich noch 1943 in einer Art und Weise auf nationalsozialistische Mythen und Lügen eingelassen, die angesichts der gleichzeitigen Judenverfolgung unverständlich sind.

3. Der Landesbischof

Wir kehren zum Jahr 1933 zurück. Durch das „Ermächtigungsgesetz“ war Meiser auf sich allein gestellt – ich muß gestehen, dass ich das nicht für eine komfortable, sondern für eine

überaus schwierige Situation halte. Auch Hermann Dietzfelbinger hat gemeint: „Der Landesbischof war in seinen Entscheidungen neben der Beratung mit dem Landeskirchenrat nur an die Anhörung des Landessynodalausschusses gebunden und mußte damit zwangsläufig einsame Entscheidungen treffen.“ Man stelle sich dies einmal vor: In einer so großen Kirche hing zuletzt alles am Landesbischof – und das in einer so schwierigen Zeit! Gewiß, Hans Meiser hat sich beraten lassen, aber entscheiden mußte er zuletzt selbst. In der römisch-katholischen Kirche gibt es zwar nach wie vor die Zuständigkeit des Diözesanbischofs. Aber hier gibt es den Vatikan, der eingreifen kann und dies erforderlichenfalls auch tut. In München aber mußte Meiser allein für seine Kirche entscheiden. Er hat nach 1945 betont, dass „er nie anders als mit Zustimmung des Synodalausschusses, dieser Vertretung der Synode, gehandelt habe“. Aber in der Öffentlichkeit war er allein der Verantwortliche – und das in der Vorkriegs- wie in der Kriegszeit! Nur einmal hat Meiser 1934 die Landessynode einberufen. Damals ging es um die versuchte Eingliederung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern in die Reichskirche. Die Synode stimmte gegen dieses Vorhaben und stärkte Meiser dadurch den Rücken. Vielleicht hätte er diesen Schulterschuß öfter suchen sollen. Aber geschehen ist dies während der Nazi-Diktatur nicht noch einmal.

Nach der Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten hegte Meiser große Hoffnungen auf eine christliche Erweckung in Deutschland. Es ging ihm hiermit damals nicht anders als vielen Menschen der Kirchen in unserem Land. In einer Kanzelabkündigung zum 16. April 1933, die Hans Meiser verantwortete, da Kirchenpräsident Friedrich Veit am 11. April zurückgetreten war und er ihn vertrat, hieß es: „Ein Staat, der wieder anfängt, nach Gottes Gebot zu regieren, darf in diesem Tun ... der freudigen und tätigen Mitarbeit der Kirche sicher sein.“ Dazu wird mit Recht kritisch angemerkt: „Dieser Wertung eines Regimes, das seit zwei Monaten mit Terror und Mord gegen Andersdenkende vorging, folgte der Appell [weiteres Zitat aus dieser Abkündigung] ‚Wir können unsere Gemeindeglieder nur bitten, ernstlich ... dafür einzutreten, daß die starken aufbauenden Kräfte ... zum vollen ungehinderten Siege gelangen.‘“ Die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Situation muß im Landeskirchenrat stark getrübt gewesen sein. Nur partielle Elemente, die man sehen wollte, wurden im eigenen, erwünschten Sinn gedeutet. Dabei hatte der Berliner und spätere Erlanger Theologe Hermann Sasse bereits 1932 festgestellt, dass nationalsozialistische Ideologie und Christentum unvereinbar seien. Aber Hermann Dietzfelbinger erinnerte sich, dass diese Analyse damals nicht „recht durchgedrungen“ sei. Jedoch hätte man sich rascher, als dies geschehen ist, eingestehen müssen, dass man sich getäuscht hatte. Dietzfelbinger, 1933 Vikar, kritisiert, dass in dieser Zeit zu voreilig Ergebnisadressen formuliert wurden. „Eine Kirche, die allzu eifertig dem Staat gibt, was des Staates ist, verliert leicht die Vollmacht, Gott zu geben, was Gottes ist. ... Ähnlich empfanden wir es, als noch 1938 die Kirche zu einem Eid auf Adolf Hitler verpflichtete.“ Vielleicht war Meiser falsch beraten worden – aber die Entscheidung ruhte zuletzt auf seinen Schultern.

Anders sah es innerkirchlich aus. Deutlich kritisierte er das Gutachten der Erlanger Theologischen Fakultät zum Arierparagrafen im Oktober 1933, dass hier dem Rassenmaterialismus – wieder dieser Begriff! – nicht gewehrt worden sei und man nicht erkannt habe, dass nach Meinung vieler Christen jetzt der status confessionis gegeben sei, dass man Gott also mehr als den Menschen zu gehorchen habe. Meiser wandte sich am 14. November 1933 auch gegen die unchristlichen Lehren der Deutschen Christen in aller Öffentlichkeit. Er legte im Jahr 1934 die Grundlagen für die Bekennende Kirche. Mit Mühe sprang er hier über seinen Schatten, indem er nach anfänglichem Zögern auch Martin Niemöller einlud, der durch ein vom Staat abgehörtes Telephonat mit Walter Künneth für einen Eklat gesorgt und die mit Hitler in Berlin zusammengekommenen Kirchenführer in eine peinliche Situation gebracht hatte. Niemöller hatte in dem fernmündlichen Gespräch nämlich vollmundig gemeint, man werde schon mit Hilfe des Reichspräsidenten Hindenburg den Reichskanzler Hitler in die Schranken weisen. Das wurde in Anwesenheit Hitlers vorgetragen

und machte die Kirchenführer hilf- und sprachlos. Gegen die deutsch-christlichen Häresien trat Meiser für die Beachtung des lutherischen Bekenntnisses ein, nahm an der Synode in Barmen 1934 teil und stimmte der Barmer Theologischen Erklärung zu.

Auch die Unabhängigkeit seiner Kirche wußte Meiser zu wahren. Der Hausarrest, der über ihn und seine Familie 1934 verhängt wurde, veranlaßte bekanntlich nicht nur viele Menschen, nach München zu fahren und ihm ihre Solidarität zu bekunden, sondern selbst zu Hitler versuchten einige – allerdings erfolglos – vorzudringen. Außerdem gab es zahlreiche Unterschriftenlisten. Es ist ein Desiderat der Forschung, diese einmal aufzuarbeiten. Denn es gehörte 1934 einiger Mut dazu, sich zu einem vom Staat Inhaftierten zu bekennen. Dass Meiser von Gemeindegliedern mit „Heil Meiser!“ begrüßt worden sein soll, kann ja nur als eine Antithese zum Hitlergruß interpretiert werden. Mir ist bisher keine ähnliche Provokation bekannt geworden. Ob das bekannte Bild, das Meiser und vor ihm stehende Menschen mit erhobenen Armen zeigt, ein Bild des Meiser-Grußes sein könnte? Die Selbstverständlichkeit, dass hier alle „Heil Hitler“ schreien, ist angesichts der Verehrung Meisers durch viele Gemeindeglieder jedenfalls alles andere als selbstverständlich.

Noch 1934 erschienen drei Texte Hans Meisers, die er im Oktober und November dieses Jahres vorgetragen hatte. Sie waren „Den bekennenden Gemeinden!“ gewidmet. Der erste Text ist die Predigt, die der Landesbischof am Abend des 11. Oktober 1934 „in der überfüllten St.-Matthäus-Kirche“ in München gehalten hat, an dem Tag, an dem „das Dienstgebäude des Landeskirchenrates“ von „der Reichskirchenregierung“ besetzt worden war. Predigttext war Hebräer 10, 38b und 39: „Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben. Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten.“ Das Thema dieser Predigt „Wir sind nicht von denen, die da weichen!“, bildet den Titel des gesamten Heftes. Der Prediger bezieht die Gemeinde mit ein, wenn er ihr sagt: „Es steht das Wesen unserer evangelischen Kirche auf dem Spiel, und darum ist die Verantwortung für uns alle so groß und darum kann ich euch in dieser bittersten Stunde nur die große Last der Verantwortung auf die Seele legen.“ Der nächste Text in diesem Heft ist die Predigt, die Meiser am 4. November 1934 in St. Lorenz in Nürnberg gehalten hat. Er sagte unter anderem: „Mit so bewegtem Herzen haben wir das Reformationsfest noch nicht gefeiert. ... In den letzten Wochen schien es, daß es keinen Ausweg mehr gäbe. Da geschah das Wunderbare, daß sich unsere Pfarrer zu einer bis dahin nie gekannten brüderlichen Gemeinschaft zusammenschlossen. Da sind unsere Gemeinden aufgewacht und aufgestanden in den Städten und auf dem Lande. Da haben sich 1000 Hände zum Gebet gefaltet für die Kirche. ... Da sind die Nürnberger nach München gefahren und sind heute die Münchener hierher gekommen, um die Verbundenheit der bayerischen Kirche südlich und nördlich der Donau zu zeigen“. Am Tag, an dem diese Predigt gehalten wurde, wurde ein Bibeltag in Nürnberg durchgeführt, „zu dem an 16000 auswärtige Glaubensgenossen herbeiströmten“, wird mitgeteilt. Diese Scharen waren es, die es der Reichskirche und den hinter ihr stehenden Nationalsozialisten unmöglich machten, die bayerische Kirche ihrer Selbständigkeit zu berauben und sie in das deutsch-christliche System einzugliedern. Der Landesbischof allein hätte dies nicht geschafft. Hinzu kam publizistischer Einsatz. So erschien in München die Reihe „Bekennende Kirche“, die von dem bayerischen Pfarrer Christian Stoll (und zeitweise weiteren bayerischen Theologen) herausgegeben wurde, durch die evangelische Christen angesprochen und in ihrem Glauben gestärkt werden sollten. Sogar durch die Abordnung von bayerischen Pfarrern wurden bekennende Gemeinden in einer *anderen* Landeskirche unterstützt. Sechs bayerische Pfarrer begaben sich nämlich zu Predigtreisen nach Ostpreußen. Von einer Unterstützung der im Konzentrationslager Dachau Inhaftierten wird berichtet; daran war auch Kreisdekan Oskar Daumiller beteiligt. Weitere Beispiele könnten hinzugefügt werden (Flugblätter für Niemöller).

Doch trotz mancher Erfolge bleiben auch tiefe Schatten. Gegen die Verfolgung von Juden hätte sich die Kirche bereits im Jahr 1933 stellen müssen. Meisers Brief in dieser Sache an den bayerischen Ministerpräsidenten von 1934 hätte in die Öffentlichkeit gehört. In einem Leserbrief formulierte Oberkirchenrat i. R. Dr. Werner Hofmann im „Sonntagsblatt“ vom 4. März 2007: „Dass es im Zusammenhang mit der ‚Reichspogromnacht‘ fast keinen kirchlichen Protest gab, ist schwer zu verstehen.“ Hermann Dietzfelbinger meinte: „was in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft nicht klar erkannt worden war, konnte 1943 (während der Shoah) nicht mehr nachgeholt werden“.

1943 wurde Meiser nämlich von Münchner Gemeindegliedern gebeten, gegen die Judenvernichtung öffentlich Stellung zu nehmen. Er sah darin aber zu große Risiken für seine Kirche – vielleicht fälschlicherweise, denn eine schwache Kirche, die ihren Mund auf tut für Schwache, ist in Wahrheit stark. Aber immerhin nahm Meiser die Denkschrift zu einem Gespräch mit Theophil Wurm und August Marahrens mit. Es wurde ein Text für eine Eingabe an den Staat beschlossen, von dem Wurm berichtet, Meiser sei bereit gewesen, ihn zu unterschreiben, Marahrens aber nicht. Daraufhin habe man verabredet, dass Wurm allein ihn absenden solle. Das ist dann auch so geschehen, ohne allerdings irgendetwas zu bewirken. Briefe sind bekanntlich geduldig. Meiser und Wurm hätten wie der katholische Bischof Graf von Galen in Münster in Predigten – andere Mittel standen ihnen 1943 nicht mehr zur Verfügung – an die Öffentlichkeit gehen müssen, was leider nicht geschehen ist.

Immerhin hat Meiser nach dem Ende des Krieges eine neue Stellung zu den Juden eingenommen. Einen Pfarrer, der zusammen mit einem Rabbiner und einem katholischen Geistlichen eine christlich-jüdische Weihnachtsfeier durchgeführt hatte, ließ er gegen Angriffe in Schutz nehmen. Am 8. Dezember 1949 sprachen Oberrabbiner Dr. Aaron Ohrenstein und Landesbischof Meiser persönlich miteinander und weihten dann am 16. Dezember 1949 zusammen mit Weihbischof Dr. Neuhäusler den „Friedhof für die Opfer des Konzentrationslagers Dachau“ ein. „Auf einen Brief von Oberrabbiner Ohrenstein im Februar 1950 erwiderte Landesbischof Meiser, dass er Anstrengungen unternahme, die Kluft zwischen Juden und Christen zu überbrücken.“ Die Erklärung der Berliner Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Jahr 1950 zu genau dieser Frage ließ er im „Amtsblatt der Evang.-Luth. Kirche in Bayern mit der Erklärung abdrucken..., sie in Männerabenden und Bibelstunden zu behandeln. Ein Schuldbekenntnis durch Unterlassen und Schweigen wurde in ihr ebenso ausgesprochen wie eine Lossagung vom Antisemitismus.“ Bereits Jahre vorher hatte er die Stuttgarter Schulderklärung vom 19. Oktober 1945 unterschrieben, in der das Versagen während der Naziherrschaft eingestanden worden war.

Allerdings bleibt die Frage, ob die „Wahrnehmung der Judenverfolgung und -vernichtung“ nach dem Zweiten Weltkrieg von den evangelischen Christen in Deutschland energisch und ehrlich genug angegangen worden ist und ob genügend zwischen Opfern und Tätern unterschieden wurde. Aber auch an Folgendes muß erinnert werden: „Auf der Tagung des Lutherischen Weltkonvents in Uppsala [1946] deutete der bayerische Bischof Meiser den Zusammenbruch Deutschlands geradezu als Gericht Gottes wegen der schlechten Behandlung der Juden; als im Krieg die Kirchen zerstört worden seien, hätten sich die Gläubigen daran erinnert, daß ‚das deutsche Volk die Synagogen einriß und mit Feuer verbrannte.‘“ Hier werden Schuld und Strafe klar benannt – war dies im Ausland leichter als in Deutschland? Aber auch hier wären solche Töne erforderlich gewesen.

Ein Widerstandskämpfer, wie er heute von den Historikern definiert wird, ist Meiser nicht gewesen. Aber dass er Fehler erkannt und korrigiert hat, wird etwa daraus deutlich, dass er in einer Rundfunkpredigt vom 13. Juni 1952 erklärte, dass „die Juden das Volk Gottes wären“. Scham dürfte es gewesen sein, nicht öffentlich deutlicher zu den Verfehlungen und Versäumnissen zu stehen, die während der Jahre 1933 bis 1945 begangen worden waren. Aber darin gleicht Hans Meiser den anderen Deutschen seiner Zeit. Außerdem hob er darauf ab, dass ihm eine große Verantwortung auferlegt gewesen sei. Diese habe er wahrnehmen und

nicht etwa durch unvorsichtiges Verhalten die bayerische lutherische Kirche und auch sich selber gefährden wollen. Das ist gut gedacht, aber an entscheidenden Stellen gilt es, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und ihm die Verantwortung und die Sorge gerade auch für seine Kirche aufzuerlegen.

Über die weiteren Arbeiten in Bayern wie die zügige Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, über die Kontakte mit dem Erzbischof von München und anderes muß hier nicht gesprochen werden, da dies unumstritten ist. Gleichwohl ist dies nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft alles andere als eine leichte Aufgabe gewesen. Ich habe mich heute auf Hans Meisers Verhältnis zu den Juden konzentriert, weil es dazu problematische Aussagen von ihm aus den Jahren 1926 und 1943 gibt, die manche annehmen lassen, er sei ein Antisemit gewesen und es auch geblieben. Von den echten Gegnern der Juden hatte Meiser sich aber schon 1926 distanziert. Und nach 1945 hat er durch seine Kontakte mit Menschen jüdischen Glaubens wie auch durch eine Veränderung seiner theologischen Position gegenüber dem alttestamentlichen Gottesvolk gezeigt, dass er fähig war, Falsches zu erkennen und sich zu korrigieren.

Erwähnt werden muß aber wenigstens noch der Fleiß, mit dem der Landesbischof die Gemeinden besuchte, und die ehrende Achtung, die er dort erlebte. Hermann Dietzfelbinger berichtete in einem Vortrag, den er an Meisers Geburtstag, am 16. Februar, des Jahres 1981 in Nürnberg gehalten hat, folgende Begebenheit: „Eine Ehrung hat D. Meiser in Nürnberg empfangen, die wohl bisher nicht in die Öffentlichkeit gedrungen ist. ... Sie geschah nach dem Krieg draußen in der Volksschule an der Bismarckstraße. Bei seinem – fast jedes Jahr stattfindenden – Besuch im Predigerseminar [dessen Direktor Dietzfelbinger damals war] kam er mit uns dorthin auch in den Übungsunterricht für die Kandidaten, in eine 7. Bubenklasse, und nahm im Amtsrock und mit dem Amtskreuz auf dem Katheder Platz. Der Vikar mußte eine Unterrichtsstunde über den 3. Glaubensartikel halten: ‚Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen‘... Er [der Vikar] fragte: ‚Was ist ein Heiliger?‘ Stille – bis einer der Buben den Finger hob: ‚Der Herr Landesbischof!‘ Solch ein Gedanke konnte einem schon kommen, wenn man ihn in seiner ehrwürdigen Gestalt mit dem ernsten, aber freundlichen Gesicht ansah. ... Und es war doch etwas ganz Wichtiges, als dann in der Stunde herauskam, daß durch die Gnade Gottes nicht nur der Landesbischof, sondern auch ein getaufter Junge aus der 7. Klasse der Bismarckschule sich zu den Heiligen, den Geheiligten Gottes rechnen darf.“ Der Erlanger Kirchenhistoriker Walther von Loewenich hat einmal gesagt, er sei nie einem Menschen begegnet, der so viel Würde ausgestrahlt habe. So haben es wohl viele Menschen empfunden, die Hans Meiser begegnet sind. Er war offenbar in einem solchen Maße in sein Amt hineingewachsen, dass er nicht nur während der Krisenzeit des Jahres 1934, sondern auch nach dem Krieg überraschend geachtet und populär war. Das hebt ihn – so denke ich – weit über die hinaus, die sich heute als die moralisch Überlegenen fühlen.

4. Der Lutheraner

Carsten Nicolaisen hat zwei kirchenpolitische Leistungen Hans Meisers hervorgehoben: seinen Widerstand gegen die Reichskirche unter Ludwig Müller 1934 und seinen Einsatz für das Luthertum in Deutschland, der zur Gründung der „Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands“ führte. Ich möchte noch einen dritten kirchenpolitischen Erfolg hinzufügen, nämlich die Marginalisierung der Deutschen Christen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern innerhalb recht kurzer Zeit. Hermann Dietzfelbinger berichtet, dass im Sommer 1933 „in der Münchner Pfarrkonferenz die Frage gestellt wurde, ob wir nicht geschlossen zu den Deutschen Christen gehen sollten, um damit Einfluß auf die Entwicklung zu nehmen“. Das ist nicht geschehen. Aber „noch im September 1933 wurde eine große Versammlung des bayerischen Pfarrervereins in Nürnberg von der Frage gespalten, ob nicht diese nationalsozialistische Bewegung doch nicht einen bloß nationalen, sondern

heilsgeschichtlichen Charakter habe“. „Für viele unter uns war es geradezu eine Befreiung, als auch Hans Meiser einen entscheidenden Schritt tat“ und am 14. November 1933 in München „die Irrlehren der Deutschen Christen offen beim Namen“ nannte und „sich von ihnen los(sagte)“. Meiser hat den Einfluß der Deutschen Christen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erheblich eingeschränkt, so dass deren wichtigste Sprecher in andere Kirchen abwanderten. Wenn auch in der jetzigen Diskussion diese Leistungen nicht gefragt sind, weil nur auf politische Anstrengungen geblickt wird, die man für allein entscheidend hält, so wäre unsere Fragestellung doch allzu fragmentarisch behandelt, wenn wir nicht auch die kirchenpolitischen Leistungen und Erfolge Meisers beachteten.

Ohne den Widerstand Württembergs und Bayerns wäre 1934 wohl die von den Deutschen Christen beherrschte Reichskirche zustande gekommen. Jedenfalls ist festzuhalten, dass Wurm und Meiser sich 1934 so verhielten, dass Hitler und seine Genossen eine neue Kirchenpolitik einschlagen mußten. Der bayerische Landesbischof handelte in diesem Kampf als Lutheraner. Er hielt am Bekenntnis fest und ließ sich nicht von den modischen Gedanken der Deutschen Christen anstecken – hier sah er viel klarer als bei manchen politischen und ideologischen Moden seiner Zeit, von denen wir sprechen mußten. Das ist seine zweite große kirchenpolitische Leistung.

Eine dritte kommt hinzu. Es ist dies Meisers Eintreten für das deutsche Luthertum. Ihm schwebte eine evangelische Christenheit in Deutschland vor, die nur aus Reformierten und Lutheranern besteht. Er bemühte sich schon sofort nach seiner Wahl zum Landesbischof um die Sammlung der Lutheraner in Deutschland. In der Bekennenden Kirche arbeitete er zunächst auch mit den Gruppen zusammen, die sich dann als Bruderräte formieren sollten, trennte sich aber unter anderem von ihnen, weil hier ein Kongregationalismus vertreten wurde, der alles von den Einzelgemeinden abhängig machte.

So standen sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges drei kirchenpolitische Konzepte gegenüber: 1. Die Sammlungsbewegung Theophil Wurms, der die vorhandenen Landeskirchen lediglich näher zusammenführen wollte, 2. das neue Konzept der Bruderräte und 3. das neue Konzept Hans Meisers, der durch die Zusammenführung aller Lutheraner in einer einzigen Kirche die bisherigen lutherischen Landeskirchen überflüssig machen wollte. Bekanntlich hat sich der Plan der Württemberger durchgesetzt, jedenfalls bis jetzt. Der Kongregationalismus der Bruderräte stieß dagegen an Grenzen – denn wer waren tatsächlich die wahren, bekennenden Christen in den Gemeinden? Aber auch Bayern konnte sich nicht durchsetzen. Denn die Unierten, die zwar weitgehend Lutheraner gewesen waren, bevor sie uniert wurden, hatten längst ein eigenes Selbstbewußtsein entwickelt, das nicht durch Rückbesinnung auf das ursprüngliche Bekenntnis überwunden werden konnte. Auch neigten die lutherischen Landeskirchen nicht zur Selbstauflösung in die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands hinein. Aber immerhin schlossen sich die lutherischen Kirchen Deutschlands – allerdings ohne Oldenburg und Württemberg – in ihr zusammen und bildeten damit einen wichtigen Bestandteil der Evangelischen Kirche in Deutschland. Der Motor für das Zustandekommen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands war Hans Meiser. Er knüpfte nicht nur an seine Bestrebungen an, die er schon während der Nazizeit begonnen hatte, sondern lud auch sofort nach dem Krieg zu Gesprächen ein und machte deutlich, dass die Erkenntnis der Bedeutung des reformatorischen Bekenntnisses während der Abwehr der Deutschen Christen jetzt nach 1945 in einer veränderten Lage nicht verlorengelassen dürfe. Meiser wurde der erste Leitende Bischof der Vereinigten Kirche. Auch wenn man sich außerhalb der Kirche für diese Interna nicht interessiert und auch wenn manche meinen, hier sei das Luthertum zu exklusiv betont worden, so kann man Hans Meiser doch nicht absprechen, dass er vor und besonders nach 1945 hier wichtige theologische und kirchliche Akzente gesetzt hat.

Zum Schluß mag die Frage erlaubt sein, ob Hans Meiser wirklich ein „antisemitischer Nationalprotestant“ gewesen ist. Wir haben gesehen, dass er antijüdische Ressentiments 1926 vertreten hat. Gleichzeitig hat er sich aber vom radikalen Rassismus distanziert und gefordert, Christen sollten für Juden eintreten, sollten Kirche für andere sein. Wenn heute in Nürnberg die „Stadt der Menschenrechte“ hoch gehalten wird, dann werden hier neue, anerkennungswürdige Akzente gesetzt. Sie sollen durch „offensives Erinnern“ unterstützt werden. Offensiv sein heißt aber, dass angegriffen wird. Ziel eines solchen Angriffs in Nürnberg war Hans Meiser. Mit Recht wurde gefordert, dass weitere Ziele sich anböten und anvisiert werden sollten, auch gerade bei Straßennamen. Dadurch würde aber die Vergangenheit nicht ausgewischt, nicht „bewältigt“ werden können. Kritiker der Geburtsstadt Meisers werden an deren braune Vergangenheit weiter erinnern und nach der aktuellen Verwirklichung der Menschenrechte fragen. Sympathisanten der Stadt sollten deren dunkle Seiten nicht verschweigen, sondern sich ihnen ehrlich stellen, damit das Verdrängen und Verschweigen nicht unerwünschte Reaktionen hervorruft. Wir alle müssen mit unserer Vergangenheit leben. Nichts können wir auslöschen wie einen nicht mehr benötigten Text auf dem Computer (und auch der ist wohl für Spezialisten wieder herstellbar). Auch die Stadt der Menschenrechte bleibt die Stadt, in der die Alliierten, die Deutschland von den Nationalsozialisten befreit hatten, es für angebracht hielten, dort die Nürnberger Prozesse durchzuführen. Harry Oelke hatte Ende 2006 nachzuweisen versucht, „Warum Meiser denk-würdig ist“ und der kritischen Erinnerung wert. Aber darauf wurde nicht gehört. Als die Bischof-Meiser-Straße in Nürnberg entwidmet worden war, konnten sich diejenigen, die das betrieben hatten, „Auf der Seite der moralisch Überlegenen“ fühlen.

Aber auch inhaltlich muß man fragen, was „antisemitischer Nationalprotestant“ über Hans Meiser aussagt. Seine 353 Predigten und Ansprachen, die er „von 1945 – 1955 hielt“, sind noch nicht erforscht. Sie müßten untersucht werden, bevor man über ihn meint abschließend urteilen zu können. Sie würden Auskunft geben über seine Theologie während seiner letzten Lebensjahre und auch über den mit dem Begriff „antisemitischer Nationalprotestant“ zum Ausdruck kommenden Vorwurf, er sei zeit seines Lebens ein Antisemit geblieben. Nun haben wir aber gesehen, dass Meiser sich von den radikalen Antisemiten schon 1926 distanziert hat, dass er zwar von antijüdischen Vorurteilen seiner Heimatstadt geprägt war, dass er aber für die Integration der Juden eintrat, nicht zuletzt durch deren Gewinnung für das Christentum, dass er „Rassenmaterialismus“, wie er das nannte, ablehnte.

Auch das Schlagwort „Nationalist“ bedarf der Interpretation (wobei viele es naiv mit „Nationalsozialist“ identifizieren dürften). Sicher fühlte Hans Meiser sich als Deutscher und damit unter der Schuld, die unser Volk während der Nazi-Herrschaft auf sich geladen hatte. Aber dass er das deutsche Volk als Gott besonders nahestehend bezeichnet hätte, habe ich nicht feststellen können. Vielmehr war für ihn Luthers Reformation Erbe und Auftrag, den es auch in andere Völker hineinzutragen gilt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Hans Meiser auch in nichtdeutschen lutherischen Kirchen hoch geachtet. An der ihm gewidmeten Festschrift, die sechs Jahre nach Kriegsende 1951 zu seinem 70. Geburtstag erschien, beteiligte sich an der Herausgeberschaft das „Exekutivsekretariat des Lutherischen Weltbundes in Genf“. Unter den Autoren waren Verfasser aus den Niederlanden, Schweden, Finnland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Einer der Beteiligten war Bischof Anders Nygren in Lund, der die Lutherinterpretation von Paul Althaus während des Krieges scharf kritisiert hatte.

Damit sind wir bei der Behauptung, Hans Meiser sei als „Protestant“ zu charakterisieren. Auch dieser Begriff bedarf der Erklärung. Gewiß hat Meiser gelegentlich protestiert. Aber manchmal hätten wir uns deutlichere Worte von ihm gewünscht. Besser wäre Hans Meiser als Lutheraner zu bezeichnen, da ihm der Allgemeinbegriff „Protestant“ für alle evangelischen Christen zu unklar erschienen wäre. Wenn wir sagen, er war *ein der Heiligen Schrift und dem*

Bekennnis verpflichteter Lutheraner, dann kommen wir ihm als Menschen, als Theologen, als Politiker und als Kirchenpolitiker jedenfalls sicher näher als mit anderen Parolen. Aber natürlich wäre auch diese Formulierung nicht umfassend. Wer wollte jedoch mit einem Schlagwort das reiche und zugleich zu kritisierende Werk eines Menschen vollgültig charakterisieren? Deswegen begnügt man sich ja vernünftigerweise sonst mit formalen Angaben zu Lebensdauer und Beruf. Deswegen täten wir sicher gut, auf eine inhaltliche Kurzformel völlig zu verzichten, die den Anschein erwecken könnte, mit ihr sei das Entscheidende gesagt. Zutreffend wäre es, Bischof Meiser zu verstehen als einen Menschen seiner Zeit, der so wenig wie Luther den Anspruch auf Fehlerlosigkeit erhoben hat. Wir sollten ihn auch nicht als einen Heroen hinstellen, weil Vorsicht und Verantwortungsgefühl und nicht Draufgängertum ihn bestimmten. Seine Vorsicht können wir beklagen. Aber auch wir müssen in konkreten Situationen handeln, von denen wir später gestehen müssen: Wir haben sie falsch interpretiert und deswegen falsch entschieden. Es gab Anpassung und es gab Widerstand bei Hans Meiser. Nichts davon zu verschweigen, ist notwendig bei historischen Erörterungen. Was Schuld und Sühne angeht, so wissen wir als Christen um die Notwendigkeit der Vergebung, die Luther in die Worte gefaßt hat: „Bei dir gilt nichts denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben; es ist doch unser Tun umsonst auch in dem besten Leben. Vor dir niemand sich rühmen kann, des muß dich fürchten jedermann und deiner Gnade leben“
